

Diana lebt hier nicht mehr

Arila Siegert inszeniert «Iphigenie auf Tauris» von Christoph Willibald Gluck am Badischen Staatstheater Karlsruhe

Die Tänzerin, Choreografin und Regisseurin Arila Siegert erfindet in Glucks später Reformoper eine ganz eigene Ausdrucks- und Bildsprache, die dieses Opfer- und Flüchtlingsdrama zeitlos aktuell erscheinen lässt.

Lotte Thaler

Wo liegt eigentlich Tauris? Wahrscheinlich ist dieser antike Opern-Schauplatz identisch mit der heutigen Krim, die einst Chersonesus Taurica hiess und von Skythen bewohnt wurde. Ihr Herrscher Thoas (verkörpert von der Bariton-Sängerin Lucia Lukas) leidet unter Verfolgungswahn und opfert jeden Fremden, der seine Insel betritt, den Göttern. Die Priesterin Iphigenie (Katharine Tier mit entsprechend durchdringendem Mezzo-Sopran) ist zur Ausführung dieser Menschenopfer verdammt, will aber aus dem Kreislauf des Tötens ausbrechen.

Archaik und Moderne

Die Oper «Iphigenie auf Tauris» von Christoph Willibald Gluck schliesst zwar mit der befreiten Feststellung: «Ein tiefer Friede herrscht.» Doch wie viele Traumata bis dahin überwunden werden müssen, wie viele Erinnerungen bewältigt, wie viel Selbsterkenntnis dazu notwendig wird – davon erzählt Glucks Oper in Karlsruhe mit frappierender Aktualität. Hinzu tritt eine dramatisch komprimierte Musik unter der animierenden und alle emotionalen Verstrickungen aufdeckenden Leitung von Christoph Gedschold.

Die Regisseurin Arila Siegert verbindet in ihrer Inszenierung Archaik und Moderne mit ebenso behutsamer wie psychologisch fundierter Personenführung, wobei der Opernchor als Priesterinnen, Krieger und Eumeniden in seinen choreografierten Aktionen im Liegen, Stehen und Gehen besonders gefordert war. Arila Siegert hat sich ihre eigene, unverkennbare Theatersprache mit individuellen Chiffren für das Dargestellte erschaffen.

Diese erfrischende Unabhängigkeit von allen Theater-Moden lernte sie schon als Kind bei der Tänzerin Gret Palucca, in deren Schule in Dresden sie mit sechs Jahren aufgenommen wurde. Was diese Schule vermittelte, lässt sich jetzt in einem mit vielen attraktiven Fotos ausgestatteten Band



Ausbruch aus dem archaischen Opfer-Zwang: Katharine Tier als Iphigenie in Karlsruhe.

FALK VON TAUBENBERG

über die Tänzerin, Choreografin und Regisseurin Siegert nachlesen, den Regine Hermann im Auftrag der Akademie der Künste, Berlin, herausgegeben hat: den «Geschmack und den Willen, etwas Eigenes zu finden, unverwechselbar, nicht angepasst oder abgeglückt».

In Karlsruhe verzichtet Siegert auf alle nahe liegende Blutrünstigkeit und verlegt den tragischen Ausdruck vor allem in die Protagonisten selbst und ihre unmittelbar sinnfällige Körpersprache: Wenn sich etwa Iphigenie in ihrem Traum an ihre Familie erinnert, geht sie in sich selbst versunken ein paar Schritte rückwärts, bis sie hart an eine Wand stösst und so wieder auf dem Boden der Realität landet. Zudem schafft Siegert über den abstrakt gehaltenen Bühnenraum aus groben Tempelmauern (Bühnenbild: Thilo Reuther) weitere Assoziationsräume, mit durchaus rituellem Hintergrund wie asiatische Stockspiele für die skythischen Krieger oder auch mit Bild-Allusionen an Michelangelo für die Freundschaft zwischen Orest (wunderbar «abgerissen» in seinem Wahn: Armin Kolarczyk) und Pylades (der einzige Tenor der Oper auch als menschliche Lichtgestalt: Steven Ebel). Ferner bildet ein über die gesamte Bühnenbreite ausgerolltes weisses Leinentuch ein weiteres charakteristisches Stilmittel von Siegerts Bühnenarbeiten.

Weltliche Friedensstifterin

In Karlsruhe durchsetzen zwei Abweichungen den «werktreuen» Ansatz Siegerts bei Gluck: Die Göttin Diana, die Iphigenie im ersten Akt noch herzzerweichend um Hilfe anfleht, existiert nicht mehr. Nicht die Göttin stoppt den Kreislauf des Tötens, sondern der Mensch Iphigenie selbst in endlich er-rungener Selbstbestimmung: als weltliche Friedensstifterin hüllt sich Iphigenie königlich in Dianas Gold-Gewand. Die zweite Abweichung ist theaterpolitisch motiviert. Die vielen Gestrandeten, die hier an Tauris' Küste gespült werden und sich in ihren Alltags-Klamotten unter den Chormischen, sind auch im echten Leben Flüchtlinge aus Afrika und den arabischen Krisenländern. Auch sie haben sich vielleicht mit Arila Siegert gefragt: «Wer sind wir, wozu sind wir fähig?» Und man kann nur hoffen, dass sie, wie Siegert, eine Antwort in der Kunst gefunden haben.

Regine Herrmann (Hg.): Arila Siegert. Tänzerin Choreografin Regisseurin. Akademie der Künste, Berlin 2014. 240 S., Fr. 31.90.

Leere Drohung, lauter Streit

Die neue nationalreligiöse Regierung Israels reagiert gereizt auf unpatriotische Kritik aus dem Kulturbetrieb und löst damit heftige Debatten aus

Zwei Minister der neuen nationalreligiösen israelischen Regierung wollen Subventionen für missliebige Theaterproduktionen kappen. Das löst Proteste aus – und hat unerwartet positive Nebeneffekte.

Ulrich Schmid

Dass es weise sein kann, sich vom Maul, das man füttert, ab und zu kräftig beißen zu lassen, haben die meisten demokratischen Staaten im Umgang mit ihren Kulturinstitutionen längst begriffen. Der Erkenntnisgewinn, den der moderate Masochismus mit sich bringt, ist für Staaten und ihre Eliten in der Regel erheblich, die Kosten sind gering. In

LITERATUR UND KUNST

- Die Entfesselung Wiens – wie die Ringstrasse das Tor zur Moderne aufsties
- Ring-Parabeln – ein Gang über den Prachtsboulevard mit Robert Schindel
- Wie Charles Joris das Théâtre Populaire Romand berühmt machte
- Das Alte Testament und der christliche Kanon – ein Streit

Am Samstag in der NZZ

Diktaturen trifft man solche Einsicht kaum je, aber auch in Demokratien, die den Luxus stabilen Friedens nicht kennen, ist der Widerstand gegen staatlich subventionierte «Nestbeschmutzer» oft stark. Es kommt daher nicht überraschend, dass in Israel Minister der neuen nationalreligiösen Regierung von Ministerpräsident Netanyahu Neigung zeigen, gegen aufmüpfige Kulturschaffende vorzugehen.

Betroffen ist primär das Theater. Miri Regev, einst Generalin und Pressesprecherin der Armee, heute Kulturministerin, hat auf ihrer Facebook-

Seite verkündet, sie werde sich die weitere Subventionierung des bekannten Kindertheaters Elmina in Jaffa «überlegen», falls Norman Issa, der künstlerische Direktor, an seiner Entscheidung festhalte, mit seiner Truppe nicht vor Siedlern im Westjordanland aufzutreten. Die Ergänzung Regevs, Koexistenz höre nicht «an den Grenzen von Haifa oder Tel Aviv» auf, zielte direkt auf Issa, der das Theater Elmina am alten Hafen von Jaffa zusammen mit seiner jüdischen Frau Gidona gegründet hatte, um Juden und Araber zusammenzubringen. Issa hatte geltend gemacht, ein Auftritt im Westjordanland könne er mit seinem Gewissen nicht vereinbaren.

Der zweite Fall betrifft Naftali Bennett, der in seiner Funktion als Bildungsminister verfügte, dass das Stück «Parallelzeit», das in der nordisraelischen Stadt Haifa am arabisch-israelischen Theater Al-Midan gegeben wird, nicht mehr vor unter 18-jährigen Schülern gezeigt werden darf. Das Stück basiert auf der Lebensgeschichte von Walid Daka, einem Palästinenser, der in Israel zu einer lebenslänglichen Strafe verurteilt wurde, weil er 1984 den israelischen Soldaten Moshe Tamam entführt, gefoltert und getötet hatte.

Verlässliche Hüter der Freiheit

Dass die Freiheit des unerhört lebendigen und vielfältigen israelischen Kulturbetriebs wegen dieser Interventionen ernsthaft gefährdet ist, glaubt im Grunde in Israel niemand. Doch man ist auf der Hut, und man will den Anfängen wehren. Die Reaktionen vor allem im Kulturbereich und auf der linken Seite des politischen Spektrums fielen denn auch harsch aus, zuweilen verwunderlich harsch. Zehava Gal-On, die Vorsitzende der sozialistischen Meretz-Partei, liess verlauten, was hier vorangehe, sei ein Indiz dafür, dass das Land «in den Faschismus» abgleite. Es sei nicht die Aufgabe von Minister Bennett, «Stücke zu zensurieren», die von Berufsleuten gutgeheissen worden seien. «Heute entscheidet Bennett für uns, was wir sehen, morgen entscheidet er, was wir denken.»

Ähnlich dramatisch formulierte es die Vereinigte Arabische Liste, die drittstärkste Kraft in der

Knesset. Bennett und Regev wollten die Menschen zum Schweigen bringen, trampelten auf der Kultur herum und ritten auf einer Welle des Populismus, die Kunst und Kultur zerstören werde. Kulturschaffende protestierten gegen die «undemokratischen Schritte» der Ministerien, der Theatermann Oded Kotler rückte die Likud-Wähler verbal in die Nähe von «wiederkäuendem Rindvieh» – und schon war sie wieder da, die alte Verachtung linker, aschkenasischer Israeli für die ach so dummen Mizrachim, die doch tatsächlich hingehen und Netanyahu wählen.

Gar so arg ist es nicht, bis zum Faschismus ist es noch ein weiter Weg. Doch dass manche Minister unliebsame Kulturschaffende gerne bestrafen möchten, ist unbestritten, und dass sie sich dabei vom Volk getragen fühlen, sagen sie oft und gerne. Den undemokratischen, elitären Geist lokalisieren sie dabei nicht bei sich, den gewählten Politikern, sondern bei einer Schicht, die sie als abgehoben, unpatriotisch, undankbar und gierig empfinden. Regev machte es mit der Bemerkung deutlich, es sei an der Zeit, Leuten, die Terroristen unterstützten, die Subventionen zu entziehen. Bennett fragte Gal-On öffentlich, warum denn sein Ministerium ein Bühnenstück unterstützen müsse, das einen Terroristen in menschlichem Licht zeige. Der Behauptungswille der neuen Regierung ist riesig, und die Minister fühlen genau, dass sich die Lage zuspitzt. Eine Umfrage des kräftig nach links tendierenden Israel-Demokratie-Instituts hat eben ergeben, dass über 70 Prozent der Israeli das Gefühl haben, die Welt lege moralische Massstäbe an Israel an, die sie anderen Ländern, die sich in Konfliktsituationen befinden, nicht zumuten würde.

Bei Lichte betrachtet zeigen die Aktionen Bennetts und Regevs allerdings eher, dass die verfassungsrechtlichen Vorkehrungen zum Schutz der künstlerischen Freiheit in Israel ganz gut funktionieren. Tehilla Shwartz Altshuler vom Demokratie-Institut etwa weist darauf hin, dass Regev nur droht und nicht handelt und dass sie deshalb nicht handelt, weil sie genau weiss, dass das israelische Rechtssystem ihre Forderung niemals akzeptieren würde. Für Bennetts Vorgehen hat Shwartz Alt-

shuler sogar Verständnis. Sie hält die Argumentation des Ministers für vernünftig und betont, dass das Stück in Haifa natürlich noch immer frei gezeigt wird, dass auch Jugendliche das Stück sehen können und dass staatliche Gelder weiterhin fließen – dass also von Zensur keine Rede sein kann.

Dass die Rechten eben genau nicht schalten und walten können, wie sie wollen, bewies auch der missglückte Versuch Netanyahus, noch vor der Wahl im März die Vergabe des renommierten Israel-Preises zu beeinflussen. Netanyahu hatte sich im Februar geweigert, die beiden ihm nicht genehmen Literaturprofessoren Avner Holzman und Ariel Hirschfeld in die Auswahlkommission für den Israel-Preis zu berufen. Er krebste aber kleinlaut zurück, als Generalstaatsanwalt Yehuda Weinstein ihn zurechtwies. Die übrigen Experten, die aus Solidarität mit Holzman und Hirschfeld ebenfalls zurückgetreten waren, kehrten in die Kommission zurück, und Ende März gewann der grossartige, aus Algerien gebürtige Dichter Erez Biton den Israel-Preis für Literatur.

Chance für den Aussenseiter

Der Rohrkrepierer Netanyahu hatte weitere begrüssenswerte Nebeneffekte. Empört zurückgetreten nach dem Vorstoss des Regierungschefs waren nämlich nicht nur die Kommissionsmitglieder, sondern auch etliche aussichtsreiche nominierte Kandidaten für den Israel-Preis, unter ihnen Prominente wie Ruth Dayan, Haim Be'er, Sami Michael, David Grossman oder Dan Margalit, und sie blieben bei ihrer Entscheidung, auch nach Netanyahu Rückzieher. Etliche Medienschaffende empfanden diese kollektive Selbst-Elimination der klassischen Preisträgergruppe – weiss, alt, links, eher männlich und sehr aschkenasisch – geradezu als Befreiung. Der Kulturredaktor der linken «Haaretz» etwa, Benny Ziffer, «lobte» Netanyahus Intervention hintergründig als Grund dafür, dass endlich ein sephardischer Aussenseiter aus der grossen Gruppe der Mizrachim, der Juden aus Nordafrika und dem Nahen Osten, in den exklusiven Kreis der Preisträger vorgestossen sei.